



Katastrophenmeldung

Über die „Verdichtung“ aktueller Ereignisse

von Eva M. Kittelmann

Im Zusammenhang mit der Aufsatzreihe zur Thematik „Was ist Lyrik“ bietet es sich an, die **lyrische** Gestaltung außerordentlicher Ereignisse (Krieg, Terror, Exodus, Einbruch von Naturgewalten, etc.) näher zu untersuchen – also die Verarbeitung von Ereignissen, die man persönlich erlebt oder berichtet bekommen oder aus den Medien erfahren hat.

Der Konnex ist insoweit gegeben, als ich in diesem Heft (S. 4) auch auf jene Stelle im Leserbrief von Johanna Anderka (*Zaunkönig* Nr. 2/2011, S. 9) eingehe, wo das Problem der Be- und Verarbeitung sogenannter „Tagesereignisse“ angesprochen wird. Meine Entgegnung möchte verdeutlichen, dass im Gedicht eben **nicht** die konkreten Abläufe, also die bloße Beschreibung realer Geschehnisse vorliegen dürfte, sondern dass eine Überhöhung auf eine „zweite Ebene“ stattfinden sollte, also eine geistige Um- und Einbettung in einen je höheren Zusammenhang.

Ein prominentes Beispiel für eine solche Gestaltung ist vermutlich Paul Celans *Todesfuge*, wobei manchen sein Text *Engführung*¹ noch charakteristischer erscheint. Eine ähnlich unvergessliche Wirkung soll sich bei dem polnischen Dichter Czeslaw Milosz finden: Der Kunstgriff in seinem aufrüttelnden Gedicht *Campo dei Fiori*, in dem er die Gleichgültigkeit der Massen gegenüber dem Ghettoaufstand von 1943, als jüdische Menschen und Häuser brannten, der Teilnahmslosigkeit der Römer beim Feuertod des Giordano Bruno auf dem Scheiterhaufen gegenüberstellt, muss hier erwähnt werden. (Für *Campo dei Fiori*, dieses Mahnmal in Versen, wurde Milosz übrigens von der israelischen Gedenkstätte Yad Vashem ausgezeichnet.)

Um auch die „alten“ Dichter nicht zu vergessen, sei an das *Kriegslied* des Matthias Claudius erinnert. Zunächst einmal beeindruckt die Anreihung unbeantwortbarer Hilfeschreie, die wie eine *Marche funèbre* einhertraben, sodann die schlichte Rhetorik, das Widerspiel von Fragen und Anklagen in beharrlicher Aufzählung der „schlimmen Dinge“.

Kriegslied

von Matthias Claudius

's ist Krieg! 's ist Krieg! O Gottes Engel wehre,
und rede du darein!

's ist leider Krieg – und ich begehre
nicht schuld daran zu sein!

Was sollt ich machen, wenn im Schlaf mit Grämen
und blutig, bleich und blaß,
die Geister der Erschlagenen zu mir kämen,
und vor mir weinten, was?

Wenn wackre Männer, die sich Ehre suchten,
verstümmelt und halb tot
im Staub sich vor mir wälzten, und mir fluchten
in ihrer Todesnot?

Wenn tausend tausend Väter, Mütter, Bräute,
so glücklich vor dem Krieg,
nun alle elend, alle arme Leute,
wehklagten über mich?

Wenn Hunger, böse Seuch' und ihre Nöten
Freund, Freund und Feind ins Grab
versammelten, und mir zu Ehren krächten
von einer Leich herab?

Was hül' mir Kron' und Land und Gold und Ehre?
Die könnten mich nicht freun!
's ist leider Krieg – und ich begehre
nicht schuld daran zu sein!

zitiert nach: Deutsches Schriftstellerforum
(<http://www.dsfo.de>).

Es dröhnt wie endzeitliche Posaunen, bis zuletzt das gestammelte „... und ich begehre nicht schuld daran zu sein“ den dunklen Soccus der Erkenntnis bildet, dass im Grunde eine jede Entzweiung den Menschen zum Mitschuldigen macht.²

Was die lyrische Gestaltung von „Tagesereignissen“, vor allem solchen, die „die Welt bewegen“, betrifft, ist einiges Grundsätzliche darüber dem Nachwort



zu *Das bleibt*, hg. von Jörg Drews³, zu entnehmen. Er schreibt zunächst: „... halten wir mit guten Gründen daran fest, dass es große Gedichte gibt – und im Unterschied dazu auch kleine, schwache, kunstgewerbliche, modische, harmlose ...“, worauf G. Falkner⁴ kontert: „... man stößt auf ein Gedicht, das alles hat: es ist zeitlos, meistert die Form, beherrscht die Mittel, erreicht sogar eine gewisse Kühnheit, und ist doch nur das, was dasteht ...“; was anders ausgedrückt impliziert, dass sich der Lyrikleser bloß auf die Konsumation von **Inhalten** zurückgeworfen sieht – ganz so, als ob er Prosa läse. H. Vormweg⁵ konstatiert, dass auf die zunehmende Menge lyrischer Produkte „mit dem Ärger der Elite“ zu rechnen sei, insofern nämlich hinter den „Lyrifizierungsversuchen von Wirklichkeit [ich ergänze: sofern sie auf erkennbare Uniformität hinauslaufen] am Ende nicht mehr ‚individuelle Autoren‘ zu stehen scheinen ...“ Daraus folgert Drews⁶, es käme nicht auf die Suche nach dem einen vermeintlich großen Gedicht an, sondern auf die Findung der **ungezählten** Brechungen erfahrener Realität.

Die wandernden Straßen

von Paula von Preradović

Schlimmer als der Trümmer Schutt und Sand,
als die aufgeborstnen, kahlen Zimmer
hoch in fernem Stockwerk, wo noch immer
Bilder hängen an zerbrochener Wand:
Schlimmer ist die fahle Menschenflut,
übers Pflaster wandernd viele Meilen,
ferne Mühsalsziele zu ereilen,
hinkend, schleppend mit dem letzten Mut.
Hergespült aus schwarzer Drangsal Schoß,
schleichen sie entlang an den Ruinen,
an den Gräbern, den zerrissnen Schienen,
arm, verseucht, geschändet, heimatlos.
Eingefallner Mund, gespensterweiß,
schauerliche, nackte Schläfenknochen,
Blicke, leidergeben und gebrochen,
hassend, hungrig, müde, fieberheiß.
Schwarzer Vögel nächtiges Gefleuch
flattert ob den magern Angesichtern.
Macht-Dämonen, flieht vor euren Richtern!
Diese Angesichter richten euch.

aus: Paula von Preradović: *Ritter, Tod und Teufel*.
Innsbruck: Österreichische Verlagsanstalt 1946.

„Dolchstoßlegende“

von Erika Mitterer

Zwei Terroristen erwogen,
wie man eine unliebsame Person
entfernen könne.
Ich werde ihm bei nächster Gelegenheit
ein Messer zwischen die Rippen rammen!
sagte, aufopferungsbereit, der eine.
Nichts überstürzen! warnte der andere.
Es könnte sonst eine Dolchstoßlegende
entstehen! Das schadet der Sache.
Sie einigten sich
auf schleichendes Gift.

1987 (Bundespräsidentenwahl in Österreich)

aus: Erika Mitterer: *Das gesamte lyrische Werk*.
Wien: Edition Doppelpunkt 2001.

Die „Leistung“ dieser neuen lyrischen Sprache „... bestünde dann darin, unter verantwortlichem Rückgriff und in Fortsetzung der mehr oder weniger etablierten lyrischen Sprache oder in der Entwicklung neuer Sprechweisen nicht einfach neue erfahrene Realität dichterisch gebrochen, sondern sie überhaupt erst adäquat – und das würde auch heißen: eben nicht epigonal – benannt und erfahrbar gemacht zu haben.“

Gegen Ende seiner Ausführungen⁷ folgt dann noch die tröstliche Anmerkung Drews', dass nämlich „die Zahl der Autorinnen und Autoren, die das Schreiben von Gedichten nicht nur als etwas sehen, was ihnen **erlaubt** ist, sondern als etwas, das objektive spirituelle Anforderungen an sie stellt, ihnen Verantwortung auferlegt, und [etwas], das in den Bereich der verantwortlichen Arbeit einer intellektuell-ästhetischen Existenz gehört ... bis heute **groß** geblieben [sei] und [dass] die Art sich in der Sprache der Welt zu nähern, sie durch sprachliche Eroberungen erst erfahrbar zu machen, beglückend vielfältig“ sich zeige ...

>>>



Dramolett

von Gerhard Leitgeb

Die Sonne glänzt im goldnen Korn,
im Sand liegt bleich ein Widderhorn.
„Wo ist dein Bruder Abel, Kain?“
Und rotes Blut klebt auf dem Stein.

Der Mond versendet kalten Glanz,
die Welt dreht sich im Totentanz.
„Wo ist dein Bruder Abel, Kain?“
Und Blut klebt rot auf jedem Stein.

Gelassen schwebt im Sternenmeer
die Erde, unbewohnt und leer.
Kein rotes Blut mehr auf dem Stein,
und wer war Abel? Wer war Kain?

Fazit: Wo sich eine derartige „lyrische Verschiebung“ in individualisierter Sprache, durch die „Brechung“ generalisierender Sichtweisen, ergibt, wird durch ein kleines „Stück Literatur“ dieses oder jenes Ereignis gewiss signifikanter, es wird durch die lyrische Stringenz sowohl treffend sein wie auch betroffen machen können.

Im Rahmen dieses kurzen Beitrags und an anderen Stellen in diesem Heft finden sich einige Beispiele, die besser als jeder theoretische Text illustrieren, was ich meine, wobei wir uns bei der Auswahl auf dramatische Ereignisse wie Kriege, Umweltkatastrophen, (gesellschafts)politische Ungeheuerlichkeiten und die daraus resultierende Endzeitstimmung beschränken wollten! Es wurde darauf Bedacht genommen, die sehr unterschiedliche Herangehensweise der Lyrikerinnen und Lyriker zu demonstrieren. Johanna Anderka beispielsweise nimmt ihre Bilder aus der Bewegtheit der eigenen Seele und beschränkt sich darauf, das betreffende Ereignis punktuell festzuhalten. Oskar M. Haniger schreibt unter strikt religiösem Aspekt – ohne Aufbegehren und ohne besondere Erregung, aber er vermittelt dort Hoffnung, wo alles vergeblich und zu Ende scheint. Gerhard Leitgeb, in Form und Rhythmus stets auf klassische Maße ausgerichtet, geht in seinen Bildern und Vergleichen zurück bis auf die biblisch-antike Tradition.

Unser Ziel ist es, den Lesern in Erinnerung zu rufen, wie viele Möglichkeiten es gibt, selbst die zunächst entsetztes Schweigen hervorrufenden, über den

Menschenverstand gehenden Katastrophen literarisch zu bewältigen.

- 1 Geschrieben vor 1959; gedruckt im Gedichtband *Sprachgitter*, Frankfurt/M. 1959.
- 2 Dieser Kommentar folgt der Auslegung in: Peter von Matt: *Wörterleuchten. Kleine Deutungen deutscher Gedichte*. München: Hanser 2009.
- 3 *Das bleibt. Deutsche Gedichte 1945–1995*. Hg. von Jörg Drews. Leipzig: Reclam 1995.
- 4 Zitat Drews aus: Gerhard Falkner: *Über den Unwert des Gedichts. Fragmente und Reflexionen*. Berlin/Weimar: Aufbau 1993, S. 142.
- 5 Zitat Drews aus: Heinrich Vormweg: *Verteidigung des Gedichts. Eine Polemik und ein Vorschlag*. Göttingen: Wallstein 1990, S. 16.
- 6 Drews, ebd., S. 246, sodann 248.
- 7 Drews, ebd., S. 258.

Unlösbar (11. September 2011)

von Johanna Anderka

Hiroshima fiel mir ein
als ich heute New York
beklagte Lidice Dresden
und Oradour

Die Namen standen
ein jeder für sich und
stellvertretend doch
einer für alle

Als ob die Trümmer
gemeinsam sich türmten
und alle Toten mich riefen
mit einer Stimme

aus: Johanna Anderka:
11. September 2011.
„Esslinger Reihe Nr. 30“ –
Die Künstlergilde Esslinger.